

Aus Michaels Gymnasialjahren

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **39 (1965)**

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus Michaels Gymnasialjahren

Vorbemerkung der Redaktion: Die folgenden Abschnitte sind dem Buch «Michael, eine kämpferische Jugendgeschichte» von Curt Wüest entnommen, das im Verlag von H. R. Sauerländer & Co., Aarau, im nächsten Frühling erscheinen wird. Der Verfasser hat zu Anfang unseres Jahrhunderts in Aarau die Schulen besucht und die Maturität erworben. Was er hier aufgezeichnet hat, sind Erinnerungen an diese Zeit, die indessen nicht ohne Zugaben von Phantasie und freier Erfindung bleiben konnten. Im Vorwort zur Buchausgabe sagt Curt Wüest: «Hier wurde in der Form eines Erinnerungsbuches eine unbekümmert erfundene Geschichte geschrieben, die Traum und Wirklichkeit in voller Freiheit verbindet. Nur so kann man aber das Leben schildern, wie es wirklich ist.» Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und des Verlags veröffentlichen wir hier jenen Teil der Erinnerungen, die von den ersten Erlebnissen in der Kantonsschule berichten. Dem Leser bleibt es überlassen, den Anteil von Dichtung, den Anteil von Wahrheit zu ermessen, und was die Namen betrifft, so wird er neben dem des einst berühmten Rezitators Ernst von Possart auch verschlüsselte finden, Zeichen dafür, dass hier die Einbildungskraft des Autors keine Porträtskizzen, sondern Figuren in seinem Spiel der Erinnerungen gezeichnet hat. Dem Spürsinn findiger Zeitgenossen bleibt es vorbehalten, die Vorbilder des Dr. Leisiger, des Rektors Eisenhut oder des Professors Kohlhaupt, des Redaktors Dr. Ibach und seines literarisch versierten Vaters in Bern zu identifizieren. Geist und Atmosphäre unserer Stadt zu Beginn dieses Jahrhunderts treten uns unverstellt entgegen. Darum freuen wir uns, durch einen umfangreichen Vorabdruck in den «Aarauer Neujaarsblättern» auf das kommende Buch hinweisen zu können.

*

Es war die Gewohnheit der Herren Professoren der Kantonsschule, in den Pausen zwischen den Unterrichtsstunden auf dem freien Platz vor ihrem stattlichen Schulgebäude in zwei Gliedern auf- und abzugehen. Es geschah in weit ausgreifenden Schritten und ging streng rechtlich zu: es gab kein erstes und kein zweites Glied, denn in einer Richtung war ja das eine, in der andern das andere voran. Die Hände und Arme liessen die jüngern Kollegen in der frischen Parkluft schwingen, die ältern kreuzten sie auf dem Rücken oder warfen sie auch hoch in die Luft, um einer vertretenen Ansicht zum Nachdruck zu verhelfen.

«Unsere neue Gymnasialklasse ist bester Qualität», verkündete nach zwei Wochen Christian Leisiger, der lange, hagere Deutschlehrer, der gerne in intellektuellen Belangen den Ton angab. «Aufgeweckte Burschen, schon erstaunlich gut belesen.»

«Warten wir's ab!» rief vom zweiten Glied Dr. Tibor, der Mathematiklehrer, zurück. «Aufgeweckte Burschen sind schon recht, so lange sie im Zaum zu halten sind. Offen gestanden, hat mir die Klasse einen zu ausgesprochen wetterwendischen Charakter. Wenn diese Schüler einmal einen revolutionären Kurs einschlagen. . . .»

«Nun, dann sind wir auch noch da!» Der muntere Zwischenruf des jungen Geographielehrers, der Michael auf der Heimreise vom Brünig so freundlich umsorgt hatte, wurde mit allgemeinem Schmunzeln quittiert. Und bald einmal schrillte die das Ende der Pause verkündende Glocke.

Auch auf der Hinterseite des Gymnasiums, im Hof zwischen den beiden Flügelanbauten, hatte sich in dieser bedeutsamen Pause eine kleine Episode abgespielt.

«Du Stauffer, hör mal», stellte der lange Felix Jonas den kleinen Klassenkameraden. «Was ist das für eine Unverschämtheit, mich zu beschimpfen, weil ich ein Jude bin?» Michael blickte erstaunt zu dem zornig aufgeregten Gesicht hinauf.

«Wieso habe ich dich beschimpft? Mit welchen Worten, und weswegen?»

«Ich habe es doch eben selber von dir gehört, als ich auf den Platz heraustrat. «Da kommt ja unser Abraham», sagtest du.» Nun konnte Michael nicht länger an sich halten, er musste hell herauslachen.

«Aber das ist doch nichts Böses und ganz bestimmt nichts Unverschämtes. Schliesslich war Abraham einmal ein sehr ehrenwerter alter Herr. . . .»

«Darauf hast du aber nicht anspielen wollen, aber du wolltest mich ganz einfach als Juden beschimpfen.» Nun wurde Michael plötzlich ernst.

«Ich habe vielleicht zu wenig bedacht, dass Menschen in be-

sonderer Lage oft einen gewissen Komplex haben, und es tut mir leid, ich wollte dich nicht verletzen. Die Bemerkung war nicht für dich bestimmt, und per «unser Abraham» sprechen wir eben von dir, ohne es böse zu meinen. Soviel ich überhaupt weiss, ist oder war deine Mutter vor ihrer Heirat eine Christin, und du bist also auf alle Fälle ein Sohn, der sich nach eigenem Entschluss nach der einen oder anderen Seite entwickeln kann.»

«Das meine ich eben auch, und jedenfalls hast du dich um meine Religion nicht zu kümmern, und wenn ich das Wort noch einmal von dir höre, haue ich dir eine herunter.» Als Antwort blitzten Michaels Augen scharf zu ihm hinauf.

«Nimm dich in Acht, Jonas», sagte er. «Denk an die alte Geschichte von David und Goliath. Besser lassen die Grossen die Kleinen und die Kleinen die Grossen im Frieden.» Er machte kehrt, aber er wusste, dass er nun Jonas für lange Zeit – vielleicht für immer – zum erbitterten Feind haben würde. Warum, warum? Hatten nicht die andern den Spitznamen «Abraham» erfunden und vor ihm gebraucht? Aber an ihn wollte er sich jetzt dafür halten. War es die zwischen ihnen beiden herrschende Rivalität in der Klasse? Da war er ihm einstweilen um eine Nasenlänge voraus. Aber Jonas – gross, schön, gut gekleidet, gut erzogen, sicher in seiner Art aufgeweckt und intelligent – hatte doch ganz andere Trümpfe in der Hand. War er nicht, trotz seinem Spitznamen, viel beliebter als er, der immer verschlossen blieb und seiner Wege ging? Sollte er versuchen, ihn versöhnlicher zu stimmen? Er beschloss, es nicht zu tun. Ein Sprung in einer Schale liess sich nicht wieder schliessen.

Ja, das waren so die Präliminarien zu diesem ersten Herbst- und Wintersemester, das im übrigen ohne Haupt- und Staatsaktionen verlief. Ein erster der später so berühmt gewordenen Lumpenstreiche der Aargauer Gymnasiasten kam auf, ohne dass man ihn indes mit Bestimmtheit mit der neuen Klasse in Verbindung bringen konnte. In der geräumigen Eingangshalle des Gymnasiums standen an den beiden Seitenwänden, wirksam von schwarzen Marmornischen eingerahmt, überlebensgrosse weisse

Gipsfiguren, die griechische und römische Götter und Sagen- gestalten darstellen sollten und auf kleinen Täfelchen auch die entsprechenden hohen Namen und lehrreichen Erklärungen angeheftet hatten. Alle wichtigen Olympier waren da – jedenfalls Zeus, ein bildschöner Apoll, ein kriegerischer Mars, ein sich mühsam seiner Haut wehrender Tantalus und sogar ein liebliches Venüslein, leider nach altem Brauch mit abgeschlagenen Armen. Nun gab es am sonst so lobenswerten Gymnasium eine latente Versuchung zu lockeren Streichen durch die viel zu vielen <Zwischenstunden>, in denen schon im Stundenplan oder durch eine zufallsbedingte Störung eine Klasse unbeschäftigt blieb und entweder im Haus oder bei schönem Wetter im Park herumlungerte und auf einen schöpferischen Einfall wartete, um sich die verlorene Zeit angenehm zu verkürzen.

Wer hätte es jemals herausgefunden, wie es bei der historischen Erstaufführung zugeing, als es galt, die würdevollen, aber nur ganz ungenügend bekleideten Gipsgötter mit Mänteln und Hüten unserer neuern Zeit malerisch und wirkungsvoll zu drapieren? Irgendeiner von der so verheissungsvollen neuen Klasse war es ziemlich sicher, der, einen Arm voll <Zivilkleider> auf dem Arm, die Treppe herunterkam und der versammelten Gefolgschaft winkte, hurtig und geräuschlos ans Werk zu gehen. Aber halbe Arbeit wurde nicht geleistet, bei jedem imposanten Gipsgott rasch, aber mit Sorgfalt geprüft, welcher steife Hut, welche Pelzkappe und welcher Regenmantel ihm besonders malerisch zu Gesichte stand, wobei natürlich das Venüslein, bei dem ein nacktes Gipsknie durch den Mantelspalt hervorgucken durfte, besonders liebevoll bedacht und behandelt wurde. Dann ein letzter Feldherrenblick über die modern vermummte Gesellschaft – und eilig verzogen sich die Missetäter nach allen Seiten.

Und nun ging es, wie bei den spätern ruchlosen Verbrechen immer wieder: ein an sich nicht allzu böartiger Schabernack wurde vom hohen Rektorat in den Rang einer Haupt- und Staatsaktion erhoben, die in den verdorbenen Gymnasiastenerzen den brennenden Wunsch nach wenn möglich noch wir-

kungsvolleren Reprisen wecken musste. Zur Verhütung weiterer lockerer Umtriebe gegen die ehrwürdigen Gipsheiligen wurde der Pedell Häfeli, mit dem schönen Zunamen Jeremias, auf Pikett gestellt: er hatte, wenn Zwischenstunden waren, im Quergang über der Götterhalle zu patrouillieren und festzustellen, ob sich neuerdings Missetäter hinter den hohen Gestalten verbargen. Jeremias, dessen besondere Merkmale im geschwellten Hals und Bauch und in ungeheuren Entenfüssen bestanden, war für ein flinkes, unerwartetes Erscheinen am Tatort nicht eigentlich geeignet – und wie leicht war es, ihn abzulenken! Da erschienen nacheinander ein Dutzend Schüler und begeherten, seinen nebenbei betriebenen Handel mit Apfelwecken und anderm Gebäck schwunghaft in die Höhe zu treiben – oder Husch-Husch-Schritte wurden verdächtig im obern Korridor hörbar – oder das Telefon oder die Hausglocke am Seiteneingang des Gymnasiums ertönten. Der gute Jeremias Häfeli war auch nur ein Mensch, konnte trotz seinem beträchtlichen Umfang auch nicht an zwei Orten zugleich sein, und während er in seiner Dienstwohnung im Seitenflügel verschwand, erhielten die Gipsheiligen minutiös vorbereitete Blitzdekorationen von immer drastischerem und schwungvollerem Aussehen: schief geschnittene Lendentücher aus farbigem Fahnenstoff, oder drohende Kapuzenmäntel mit ausgeschlitzten Augenlöchern, wie sie in der florentinischen Geschichte von den Misericordianern geschildert wurden. Bald war es auch nur ein neckischer Kopfputz, während die göttlichen Glieder unbekleidet blieben, oder die Olympier trugen Wadenbinden und Ärmelschützer bis an die Ellenbogen, oder entzückende Halskrausen aus kunstvoll gefälteltem weissem Papier. Die Erfindungsgabe arbeitete auf hohen Touren, die Wache des Pedells wurde durch eine Aushilfe verstärkt, aber kein einziger Schuldiger wurde jemals geschnappt, und die Gipsfigurenaktion verlief nur ganz allmählich mangels ebenbürtigem Widerstand im Sande.

War Michael an den Schandtaten beteiligt? O ja, er tat mit, war sogar der Erfinder der spätern Blitzdekorationen und wusste,

wie man buntes Fahnentuch beschaffen konnte, ohne bösen Verdacht auf sich zu lenken. Aber im Grunde gefiel ihm die Heimlichkeit des ganzen Treibens nicht: er war für ein offenes Spiel, für unerschrockenen Widerstand Aug in Auge mit den Professoren, wenn es einmal nötig werden sollte.

Und es wurde in der Folge weit nötiger, als er es sich wünschen konnte . . .

*

Ein eigentlicher Konflikt ergab sich zunächst allerdings nur mit dem Deutschlehrer – also just im Gefilde, das Michael zur eigentlichen Heimat geworden war, und es begann seltsamerweise ursprünglich in fast einer Art Freundschaft zwischen den beiden später so erbitterten Widersachern. Nun haben ja Lehrer und Schüler sehr ungleiche Möglichkeiten, ihrer zunehmenden Entfremdung und schliesslich Abneigung sichtbaren Ausdruck zu geben, denn immerhin erteilt der Herr Professor die Noten, kann er sie zwischen einer Sechs und einer Eins weitgehend nach Belieben auswählen, und was bleibt dem Schüler übrig, als sie – getrost oder erbost – nach Hause zu tragen? Über schlechte Noten hatte sich Michael auch im Laufe des zunehmenden Zerwürfnisses nicht zu beklagen, aber der spindeldürre, leicht nach vorn geneigte Dr. Leisiger begleitete sie nun mit zunehmend bissigen Bemerkungen und Vorbehalten, die nicht an der Form, aber am Inhalt, an seiner geistigen Einstellung Anstoss nahmen, an seinem Welt- und Lebensbild, an dem er aber ebenso unverrückbar festhielt wie Dr. Leisiger an dem seinen.

Ursprünglich also war von einer solchen Spannung nichts zu spüren, schien dieser letztere durchaus bereit, den «nicht leichten» Schüler als Mentor durch die vier Gymnasialklassen zu begleiten. Das erste grosse Lob vor der Klasse erntete Michael mit einem Aufsatz, für den Dr. Leisiger das Thema in etwas verfänglicher Weise freigegeben hatte. Michael füllte in seinem blauen Heft prompt zehn Seiten mit der Überschrift: «Das freie Thema» und einer muntern Schilderung, wie er vergnügt in die volle

Freiheit der Aufgabe hineingesprungen war, um sich aber bald bewusst zu werden, wie schwer es war, vom gar so freien Ausgangspunkt mit irgendeinem imaginären Kontrapunkt ins Gespräch zu kommen. . . . Ganz so thematisch hatte er sich in seinen themafreien Ausführungen nicht ausgedrückt; er hatte die Gedanken vielmehr aufs Geratewohl ausflattern und irgendwo und überall festes Land suchen lassen, um schliesslich mit dem Narren zu enden, der sich in Shakespeares *«Was ihr wollt»* von seinem Herrn und Herzog so dunkel hintergründig verabschiedet:

«Der schwermütige Gott beschütze dich, und der Schneider mache dir ein Kleid von Schillertaft, denn deine Seele ist wie ein Opal. Leute von solcher Gemütsart sollte man auf die hohe See schicken, damit sie mit allen Winden segeln und mit allen Wellen treiben könnten – denn wenn man nicht weiss, wo man hinkommt, kommt man am weitesten.»

Über diesem ihm nagelneuen Zitat war Dr. Leisiger ehrlicher Weise erschrocken. Er hatte es in seinem Shakespeare nachgeschaut und nicht ohne Mühe in der vierten Szene des zweiten Aktes des genannten Stückes gefunden. Erregt hatte er im so erstaunlich tiefgründigen, *«Lustspiel»* genannten Werk des rätselhaften Briten weitergeblättert, um immer wieder bei dem Narren anzuhalten, der hier ja in allen geistigen Belangen eigentlich den Ton anzugeben schien, und das Stück schliesslich auch mit seinem erstaunlichen Liedchen zu Pfeifen und Trommeln beschliessen durfte:

«Und da ich ein kleines Bübchen war,
hoppheissa in Regen und Wind,
da waren wir beide nur eben ein Paar,
und der Regen, er regnet jeglichen Tag. . . .»

Leisiger schrieb unter Michaels Aufsatz ohne Zögern und ohne jeden Kommentar eine Sechs, und ersuchte ihn nach der Stunde, einen Augenblick bei ihm zurückzubleiben.

«Dein Aufsatz hat mich überrascht, und dass du gerade mit Shakespeare und *«Was ihr wollt»* abgeschlossen hast, das ist doch

ganz ungewöhnlich. Wo hast du dieses eigentümliche Zitat gefunden?»

«Im Stück natürlich, im zweiten Akt, wo der Herzog vom Narren verlangt, er möchte ihm das melancholische Lied vom Vorabend noch einmal singen.»

«Welches Lied?»

Traumverloren rezitierte Michael:

«Komm herbei, komm herbei, Tod!
und versenk in Zypressen den Leib.
Lass mich frei, lass mich frei, Not,
mich erschlägt ein holdseliges Weib.
Mit Rosmarin mein Leichenhemd,
o bestellt es!
Ob Lieb ans Herz mir tödlich kömmt,
treu hält es. . . »

«Das ist ganz fabelhaft», sagte Dr. Leisiger nach einer Pause.
«Hast du das alles auswendig gelernt?»

«Ach nein – ich lerne nie etwas auswendig. Wenn mir eine Stelle besonders gut gefällt, lese ich sie zwei- und dreimal durch, manchmal auch halblaut, und dann vergesse ich sie nie wieder.»

«Das ist ganz fabelhaft», sagte Dr. Leisiger noch einmal.
«Höre – sage mir bitte – möchtest du nicht einmal abends zu mir kommen, damit wir über all das etwas eingehender sprechen können?»

«Gerne – bestimmen Sie bitte nur den Tag.»

«Passt es dir morgen abend, etwas nach acht Uhr?»

Das Rendez-vous am vorgeschlagenen Abend verlief dann aber nicht ganz nach Wunsch, denn Michael musste sich gestehen, dass er den sonderbaren, langen und wie eingetrockneten Menschen im Grunde nicht eigentlich liebenswert fand, so freundlich er ihm auch beim Erscheinen «ganz Mensch zu Mensch» die Hand entgegenstreckte. Wohl zur Bekräftigung dieses «von Mensch zu Mensch» musste er sich auch eine grosse Zigarre – die erste Zigarre seines Lebens – in den Mund stecken, worauf es ihm prompt ziemlich übel wurde und er den empörten

Magen nur mit zu hastigen Schlucken des aufgestellten Rotweins beschwichtigen konnte. Leisiger sprach in einem fort von Shakespeare und ›Was ihr wollt‹, das er offenbar ebenfalls zu hastig neu gelesen hatte, und dessen Sinn und philosophisches Ziel ihm nicht ganz klar geworden war. Verkehrte Welt! Es war Michael, der in vorsichtigen Andeutungen auf die innere Linie des Stückes zu reden kam.

«Diese zwei Liebespaare übers Kreuz muss man nicht zu ernst und nicht zu wörtlich nehmen. Es sind Theaterfiguren, damit das Stück beginnen und von viel ernsteren, tieferen Dingen reden kann. Gleich zu Anfang gibt der Narr, dieser grosse Deuter und Kündler des Stückes, seine Formel:

‹Besser ein weiser Tor, als ein törichter Weiser›.

Und zu Olivia, der von ihrem Herrn angebeteten Schönen, sagt die als junger Sendbote verkleidete Viola:

‹Was euer ist, es zu gewähren, ist nicht euer, es zu verweigern›.

Mit des Herzogs Bitte und Befehl an die Spielleute hebt das Stück an:

‹Wenn die Musik der Liebe Nahrung ist –
spielt weiter, gebt mir volles Mass!

Die Weise noch einmal! sie starb so hin...›

Und der Narr, dieser grosse Zauberer, der im Mittelpunkt jedes Aktes seine von Liebesleid erfüllten Lieder singt – immer wieder ein strahlendes, den Geist der fortschreitenden Handlung verkündendes Lied – das verzückte Werben um das geliebte Mädchen – ›süss und zwanzig‹ – die schluchzende Traurigkeit des zum Tode Betrübten – darf ganz am Schluss die letzte Weisheit dieses Lebens und dieses Stückes im melancholischen Ausklang zusammenfassen:

‹Und der Regen, der Regen, er regnet jeglichen Tag›.

Michael hatte in seinem Eifer das aufsteigende Unwohlsein überwunden und zugleich in der Befeuerung des ungewohnten Weines gesprochen, und jetzt starrte er etwas verwundert auf sein Gegenüber, vor dem er, wie Olivia im Stück, den Schleier

etwas vorschnell weggezogen hatte. Auch Dr. Leisiger blickte ihm noch immer gespannt ins Gesicht, als er schon eine ganze Weile geendet hatte.

«So also siehst du das», sagte er, ebenfalls ein wenig verwundert. «Wahrhaftig, du deutest gut...»

*

Dr. Leisiger und Michael hatten an jenem Abend einen allzu schwachen Balken über einen viel zu stürmischen Bach gelegt – das zeigte sich, als das Wasser bald nachher ohne grossen Grund ein wenig anschwell. Leisigers Ehrgeiz war es immer, für seine Klassenaufsätze neue, vom Herkömmlichen abweichende Themen herauszufinden, und so verkündete er der Klasse, als ein berühmter Münchner Schauspieler und Vortragskünstler Ernst Ritter von Possart für einen Rezitationsabend der Lesegesellschaft angezeigt worden war, ihre nächste Aufgabe sei es, «einen Bericht über diesen verheissungsvollen Abend zu schreiben, ganz so, als wenn dieser andern Tags in der Zeitung erscheinen müsste».

Erwartungsvoll füllte die Klasse zwei Reihen im Aarauer Theatersaal, wo der mit grosser Reklame angezeigte Besucher die Proben seiner Vortragskunst zum besten geben sollte. Am blumengeschmückten Pulte erschien ein mittelgrosser, etwas feister Mann mit einem Raubvogelgesicht, das gierig abschätzend das erschienene Publikum musterte. Nun, der grosse Saal war ausreichend gefüllt, und er begann ungesäumt mit Schillers «Bürgschaft» loszuprasseln.

Von Possart hatte eine ausdrucksvolle, etwas zu gewaltsame Diktion, so, als müsste er die Worte wie Bälle in den Saal schleudern, und war bei aller augenscheinlichen Routine am Schicksal der beiden Freunde nicht ganz unbeteiligt. Es gefiel ihm, dass Schiller seinen Tyrannen zu einem hinterlistigen Bösewicht gestempelt hatte, und dann anscheinend doch nichts dabei fand, ihn rauschend «Dionys» zu nennen. Die hohlen Verse klapperten erbarmungslos drauflos, von keinem mildernden

Schleier verständnisvoller Menschlichkeit bedeckt. Und gerade das machte natürlich im erschienenen Publikum Eindruck. Wie aus der Pistole geschossen, folgte die ganze Reihe der Schillerschen Prunkstücke: der ‹Taucher›, die ‹Kraniche des Ibykus›, die fast eine halbe Stunde lang läutende ‹Glocke›. Dann gab er Bürgers ‹Leonore› mit hurre-hurre-hopp-hopp-hopp, Conrad Ferdinand Meyers grausige ‹Füsse im Feuer›, Liliencrons von einem Lächeln begleiteten Wachtaufzug – aber gerade dieses maliziöse Lächeln fehlte. . . Der Rezitator endete mit der Glanznummer seiner Vortragsabende: der wundersamen Ringerzählung aus Lessings ‹Nathan der Weise›. Hier schloss Michael, der das kalte Feuer dieser aufgeschossenen Raketen auf sich hatte niederprasseln lassen, erbittert die Augen. Noch nach Jahren würde er hören, wie Possart seinen Sultan mit hoher Füstelstimme, den Nathan mit geziert vertieftem Bass sprechen liess, wo sie doch gerade in dieser Ringerzählung zu Menschen auf gleicher Ebene, ja zu Freunden wurden. . .

«Wie hat es dir gefallen?», suchte ihn Jonas beim Hinausgehen zu stellen, wobei seine schwarzen Augen vor Begeisterung funkelten. Aber Michael wehrte ihm müde ab.

«Das schreibe ich morgen in meinem Bericht!»

Es gibt manchmal sonderbare Zufälle in unserm Leben. Schon in der Nacht fuhr Michael manchmal plötzlich aus dem Schläfe auf, erinnerte sich des tönenden Rohrs und der klingenden Schelle dieses quälerischen Abends, machte Licht und notierte sich aufdrängende Worte auf dem immer bereitliegenden Block. Am Morgen aber – es war Sonntag – wollten ihm die Tintenvorte nicht in Fluss kommen. In ihm war ein zu wilder Drang, sich gegen diesen ganzen Saal voller klatschender Menschen, gegen seine ganze Klasse – und sicher auch gegen Dr. Leisiger aufzulehnen.

«Wozu?», fragte er sich kleinmütig. «Wer will hier wissen, was echte und was falsche Farben und Töne sind? Werde ich einen Einzigen bekehren, ihm nicht bestenfalls sein ‹wunderbares Erlebnis› zerstören?» Er beschloss, eine Pause einzuschal-

ten, und wanderte zum Bahnhof, wo es ihm noch immer gelungen war, sich von zähflüssigen Gedankengängen abzulenken. Im Kiosk waren, wie immer am Sonntag, die neuesten Zeitungen und Zeitschriften ausgelegt. Er nahm ein auffallendes Heft mit gelbem Umschlag zur Hand, der die Aufschrift «März» und einen abgesägten Baumstrunk zeigte, aus dem zukunftsfröhlich ein frisches Reis ausgebrochen war. Es war die erste Nummer einer neuen, in München erscheinenden Zeitschrift, Hermann Hesse und Ludwig Thoma zeichneten als Redaktoren, und als er interessiert weiterblätterte, fand er – wie vom Blitz berührt – in der Chronik eine satirische Glosse, die dem Schauspieler und Rezitator Ernst von Possart gewidmet war. . . .

Ein Funke sprang durch das graue Gewölk, er erstand das Heft, setzte sich hinter dem Bahnhof auf die Bank unter die grosse, mit gelben Herbstblättern behangene Kastanie und begann, begierig zu lesen. Und Zeile um Zeile löste ihn aus der Erstarrung, in die er durch den dahergeklapperten Vortrag geraten war, und liess ihn wieder frei und unbekümmert atmen. Alle guten Geister – was las er da?

«Ernst Ritter von Possart ist der letzte Schmierenskomödiant von Ansehn und Bedeutung, denn diese Gattung stirbt aus. . . .»

Leise, ungläubig wiederholte er halblaut: «Schmierenskomödiant – von Ansehn und Bedeutung» – ja, das war es! Dieser Possart war ja kein Nichts, keine Null, ganz bestimmt nicht ein Pfuscher, sondern ein in der Technik steckengebliebenes Talent – heute wahrscheinlich auch das Petrefakt eines einstigen Talentes. . . . Wieder zu Hause, flog die eingetauchte Feder wie von selbst über das Papier. Das an die Spitze gesetzte Zitat aus dem «März» war wie ein Eisbrecher, er folgte seinem Kurs, schilderte das künstlerische Versagen dieses von keinem Flügelschlag poetischen Empfindens berührten Abends. . . .

In der Klasse, wo Dr. Leisiger schon andern Tags die korrigierten Aufsätze zurückgab, wurden drei Schüler bestimmt, die von ihnen verfassten Berichte über den Possart-Abend vorzu-

lesen – Jonas mit einem Hymnus auf die vollendete Possartsche Vortragskunst als erster, Stauffer mit seinem ketzerischen Verdikt als letzter. Von Jonas angeführt, brach die Klasse, als der mitleidlose Kritiker geendet hatte, in ein wildes Gelächter aus.

«Das ist doch einfach Effekthascherei! Stauffer will originell sein und sich wichtig machen!» rief Jonas in augenscheinlich ehrlicher Empörung. Aber Dr. Leisiger deckte Michaels Angriff halbwegs als «freie Meinungsäußerung». Er hatte inzwischen auch eine Nummer des «März» gekauft, dem so angesehene deutsche Schriftsteller zu Gevatter standen, und sich überzeugen müssen, dass Stauffers Urteil mit der geistvoll geschriebenen Glosse in der neuen Zeitschrift in Einklang stand.

«Du hast dich nur zu sehr von dieser Stimme aus München beeinflussen lassen, dadurch wurde dir der Abend verdorben, denn du warst zum vornherein gegen von Possart eingenommen.»

«Ach nein», verteidigte sich Michael, «Sie können sich am Kiosk im Bahnhof erkundigen, diese erste Nummer des «März» ist dort erst am Sonntag morgen eingetroffen.»

«Gleichwohl», beendete Leisiger das Thema, «es bleibt bedauerlich, dass grosse literarische Zeitschriften in diesem sensationellen Ton und in solch hemmungslose Heruntermacherei anerkannt erstrangiger Künstler verfallen.» Damit war für ihn die Sache für einmal abgetan.

Aber Michael beschloss, als er nach dem Mittagessen im Garten über sie nachstudierte, die Flinte noch nicht ins Korn zu werfen. Was er geschrieben hatte, war ein Schulaufsatz – gewiss – aber hatte Dr. Leisiger nicht darauf gedrungen, ihn so abzufassen, als ob er andern Tags in der Zeitung erscheinen sollte? Wie stand es nun mit der «Aarauer Rundschau»? War nicht der Redaktor dafür bekannt, dass er auch eine andere Meinung als die seine gelten liess – im Gegensatz zum Gebrüll in der Klasse? Er schrieb seinen Bericht sorgfältig ab und schickte ihn zusammen mit dem «März»-Heft an den ihm leider persönlich nicht bekannten Redaktor der Lokalzeitung ein.

Mit einiger Unruhe erwartete er den andern Morgen – aber die Post brachte nur eine mit Dr. Fritz Ibach gezeichnete Postkarte: «Kommen Sie bitte auf der Redaktion vorbei».

«Ganz wie beim Major», dachte Michael, als er die Karte in den Fingern drehte. «Ich glaube, die Leute, die mir solche Postkarten schreiben, meinen es gut mit mir.»

*

Eine Zwischenstunde am andern Morgen schien ihm für diesen Besuch geeignet. Dr. Ibach erwies sich als ein keineswegs ganz junger Herr mit ein paar vertrockneten Schmissen an der Backe.

«Nett, dass Sie kommen, Herr Stauffer. Ich habe Ihren Bericht über den Possart-Abend gelesen, und auch den Possart-Artikel in dieser neuen Münchner Zeitschrift. Gut, dass Sie für Ihre Meinung diesen Stützpunkt gefunden haben – wenn es mir auch den Eindruck macht, dass Sie ganz selbständig zu Ihrer Ablehnung des alten Komödianten gekommen sind. Ihre Kritik ist ja keineswegs ausschliesslich negativ, auf keinen Fall destruktiv – aber sie ist selbstverständlich, wenigstens für eine Lokalzeitung vom Range meiner «Rundschau», viel zu scharf. Als einzigen Bericht dürfte ich einen solchen Verriss überhaupt nicht erscheinen lassen – es hätte auch gar keinen Sinn, den guten Aarauern ihren genussvollen Abend hinterher dermassen in Grund und Boden zu stampfen.»

«Haben Sie Possart selber gehört?»

«Ja, natürlich, ich war dort, und Sie finden meinen eigenen, wohltemperierten Bericht im heutigen Blatt. Ihren Husarenritt lasse ich dann in der Beilage zum Sonntagsblatt folgen mit dem beschwichtigenden Titel: «Eine andere Meinung über Ernst von Possart». Natürlich wird es immer noch ein grosses Geschrei geben, aber ein bisschen Leben in die Bude tut meinem Blatt und tut dem Städtchen nur gut. Und wir erfahren dann auch, was mein alter Herr zu Ihrer Eskapade meint.»

«Entschuldigen Sie bitte, Herr Doktor – aber wer ist das, Ihr alter Herr?»»

«Wie – Sie wissen nicht, dass der Dichter und streitbare Berner Feuilletonredaktor Robert Arnold Ibach mein Vater ist? Schon gut – Sie werden bald einmal von ihm hören! «Fritz», liegt er mir immer in den Ohren, «zieh dir junge Leute nach, lass sie schreiben, was sie wollen, und drucke sie. Nur so kommt Farbe in die Zeitung, und nur so erhalten wir den richtigen Nachwuchs für unsere Blätter.»» Unwillkürlich musste Michael ein wenig lachen.

«Und darum wollen Sie es jetzt mit meinem Possart-Artikel wagen?» Dr. Ibach lachte fröhlich mit.

«Erraten – mein Vater ist der einzige Mensch, dessen Urteil ich ernst nehme. Er kritisiert nicht nur – wenn auch meistens – er lobt auch. Ich bin gespannt wie ein Waschseil, was er zu Ihrem Possart-Ragout schreibt.»

«Sie glauben wirklich, er werde dazu seine Bemerkungen machen?»»

«Nur auf einer Postkarte, kurz und bündig. «Wer zum Teufel ist dieser neue M St? Die Attacke ist frech, aber mit gutem Schenkeldruck geritten.» So etwa. . .»

«Könnte er nicht auch schreiben: «Welcher Naseweis hat sich gegenüber diesem verehrungswürdigen Rezitator so arrogant verhalten?»»

«Haben Sie hinterher Angst vor Ihrer eigenen Courage? Ich kenne meinen alten Herrn. Wenn wir das riskieren müssten, würde ich Ihren Bericht bestimmt nicht in der «Rundschau» bringen. Aber wenn der Vater zustimmt, können meinetwegen zehn erboste Leser das Abonnement abbestellen. Nach einer Woche sind sie ja dann doch wieder versöhnt, und lesen eifrig Artikel, die dann wieder andere ärgern.»

Dr. Ibach plauderte noch immer gut gelaunt drauflos, aber nun musste Michael dringend zur Klasse zurückkehren.

«Kommen Sie am Dienstag vormittag wieder zu mir, und wenn Sie keine Zwischenstunde haben, dann schwänzen Sie doch einfach unauffällig ein Kolleg – und bringen Sie mir wieder einen

Artikel mit, aber bitte, diesmal keinen Husarenritt! Schreiben Sie eine Marc-Anton-Rede für den schönen alten Gerechtigkeitsbrunnen, den der Stadtbaumeister jetzt dem gewaltigen Verkehr in der Altstadt opfern möchte...» Damit entliess er seinen erfreuten Besucher mit einem kräftigen Händedruck.

Verständlich, dass dem Erscheinen des Artikels im Sonntagsblatt eine grosse Erregung folgte. Dr. Ibach hatte unmittelbar darunter eine Besprechung der neuen Münchner Zeitschrift eingerückt, und darin auch mit ein paar Zeilen das Verdikt über den Rezitator resümiert. Auf alle Fälle stand der Redaktor also nicht allein auf weiter Flur, wenn er in der «Rundschau» einem jungen Mitarbeiter die Bekanntgabe seiner ablehnenden Einstellung zur jüngsten literarischen Veranstaltung gestattete. Und das war denn auch ein gewisser Dämpfer auf die allgemeine Empörung. Auch auf Professor Leisiger machte sie einen gewissen Eindruck. Er behielt Michael aber doch nach der nächsten Deutschstunde wieder zurück.

«Das hättest du nicht machen sollen, und ich begreife Dr. Ibach nicht, dass er das unreife Zeug in seinem Blatte abgedruckt hat. Jedenfalls rate ich dir dringend, nicht etwa mit dieser gefährlichen Zeitungsschreiberei fortzufahren. Wenn du dann einmal wenigstens Student bist, ist es dafür noch früh genug.»

«Das wird nur ein wenig schwer halten, denn Dr. Ibach hat einen weitem Artikel von mir verlangt, allerdings über ein ganz allgemeines und ungefährliches Thema.» Aber bei dieser Mitteilung schwoll dem Professor die Zornader an der Schläfe.

«Du hast meinen Rat gehört, und ich gehe einen Schritt weiter und verbiete dir in aller Form, weiterhin für die «Rundschau» zu schreiben. Du bist Schüler des Gymnasiums, es wird bald einmal bekannt werden, dass du diese Possart-Kritik geschrieben hast, und wenn du weiterschreibst, kann es ein schiefes Licht auf das Gymnasium werfen.»

«Das Urteil über meine Beiträge steht ja dem Redaktor zu, und er wird kaum etwas veröffentlichen, was für das Ansehen der Schule nachteilig sein könnte.»

«Du hast meine Meinung gehört, Michael. Ich warne dich, wenn es dir einfallen sollte, dich nicht an mein striktes Verbot zu halten.»

Der gescholtene Kritiker besprach die Sache mit Dr. Ibach, als er ihm am Abend seinen Brunnenartikel brachte. Er hatte die «Marc-Anton-Rede» wörtlich genommen und den Herrn Stadtbaumeister am Schluss jedes Absatzes immer wieder ironisch als «ehrenwerten Mann» bezeichnet, dessen Abbruchprojekten aller Verkehrshindernisse man doch nur vorbehaltlos zustimmen könnte. Er hatte auch den bedrohten Verkehr mit genauen Frequenzangaben zwischen den beiden Toren geschildert – da drängten sich doch in zwei Stunden ein Zweispanner und ein Leiterwagen durch, dazu in einer weitem Stunde der Strom von sieben Fahrrädern. War es da nicht wirkliches Gebot der Stunde, den wie einen Turm in den brandenden Verkehr hineingestellten Brunnen abzubrechen? Und der Herr Stadtbaumeister, nicht wahr, war ein weitsichtiger und ehrenwerter Mann...

Dr. Ibach, der schon den Stumpfen im Mund und den Hut auf dem Kopfe hatte, um zum Abendschoppen in die Bayrische Bierhalle abzudampfen, lachte sich die Redaktionsstube voll.

«Prima, mein Sohn», sagte er dann, «Ihr opus 2 ist wohlgeraten, und wenn es meinen Lesern nur halb so viel Spass macht wie mir, können wir unsere Auflage verdoppeln. Die muntern Sprüche erscheinen unverändert in der morgigen «Rundschau!»»

«Da ist nur eine Schwierigkeit: Dr. Leisiger hat mir strikte verboten, noch ein einziges Mal für Ihr Blatt zu schreiben oder darin mein «grünes Zeug» zu veröffentlichen, wie er sich ausgedrückt hat.»

«Hat er? Ei, der Tausend, ich wusste gar nicht, dass er Direktionsmitglied bei der «Rundschau» geworden ist. Und zum Glück haben wir da noch eine andere und etwas gewichtigere Stimme auf unserer Seite.» Er zückte die von ihm so zuversichtlich erwartete Postkarte und hielt sie dem verdutzten Michael vor die Nase.

«Lieber Fritz», war da zu lesen, «wer ist dieser M. S.? Wahrscheinlich, wie ich dir immer geraten habe, ein Junger, vielleicht ein ganz Junger. Er schreibt, wie man dem wohl sagt, «Grünes Zeug», aber das ist das Leckerste, was alte Geissen fressen. Damit bin ich selber auch gemeint. Lass ihn bitte weiterschreiben! Wenn er Gymnasiast sein sollte, und die Magistri etwa aufbegehren, sage ihnen, sie sollten ihre Noten für die blauen Hefte aufbewahren. Hier hätte schon einer eine Sechs darunter gesetzt. Herzliche Grüsse! Papa.»

Dr. Ibach klopfte Michael kameradschaftlich auf die Schulter. «Nehmen Sie die Karte mit, und zeigen Sie Papas Urteil mit einem freundlichen Gruss Ihrem Herrn Deutschlehrer. Er kennt mich, und kennt auch – im Gegensatz zu Ihnen – den gestrengen Literaturkritiker R. A. I., ich glaube sogar persönlich. Inzwischen wird morgen die Marc-Anton-Brunnenrede erscheinen, und vielleicht doch ein wenig Öl auf die Wogen giessen. Denn diesmal schwimmen Sie nicht gegen den Strom – an ihrem Brunnen hängen unsere Bürger bis auf den letzten Mann.»

*

Während so die Sturmwelle um Possart langsam verebbte und Dr. Leisiger zum Appell für den alten Brunnen ein Auge zu drückte, kam es unversehens zu einem weiteren und für Michael viel bedauerlicheren Konflikt. Der von ihm mit allen seinen Schrullen bei weitem am höchsten geschätzte Lehrer war Dr. Robert Kohlhaupt – ein hässlicher, älterer Herr, der auch Kahlhaupt hätte heissen können, denn sein Haarschmuck beschränkte sich auf einen schmalen grauen Kranz über dem Nacken und beiden Ohren. Er verwendete vor der Klasse ein bösesartiges, zerhacktes Schulmeisterdeutsch, duzte alle Schüler bis hinauf zu den Maturanden, warf mit Schimpfwörtern und Beleidigungen nur so um sich. Aber er war ein grundgescheiter Mann von unvergleichlichem naturwissenschaftlichem Wissen, der Lehrbücher über Botanik, Zoologie und Geologie verfasst hatte, die in Deutschland in grossen Auflagen erschienen und in der gesamten

deutschsprachigen Welt verbreitet waren, und seine laufenden Berichte über neuzeitliche Naturbeobachtungen und Urzeitforschungen erschienen in den Fachzeitschriften immer mit Auszeichnung – das alles wusste man in Aarau und auch in den akademischen Kreisen des Landes, und wenigstens ein halbes Dutzend Berufungen an Universitäten auch im Auslande waren von ihm schon mit immer gleicher, fast schroffer Bestimmtheit abgewiesen worden. Er wollte seinen rechthaberischen, aber immer auch tiefgründigen Studien leben und im übrigen am Gymnasium, das er auf seine bärbeissige Art liebte, weiter unterrichten – und mochten darüber Generationen von Gymnasiasten abwechselnd weiss und rot werden.

Michael liebte diesen wunderlichen Kauz – er hatte im Unterbewusstsein das reuevolle Gefühl, selber vielleicht auch einmal ein so böartiger alter Knorren werden zu können. Im übrigen hatte er vor Dornen und Brennesseln noch niemals Angst gehabt – sie gefielen ihm besser, als verzärtelte Blumen hinter Gartengittern. Und just mit diesem Dr. Kohlhaupt musste sein zweiter, grosser Konflikt ausbrechen. . . .

Es war auf einer Zweiklassen-Exkursion im Jura weit unterhalb Aarau, in der er kurz vor Quartalschluss seine originellen, von allem Herkömmlichen abweichenden Theorien über die geologischen Eiszeiten im Anblick der weit geöffneten Natur noch einmal zusammenfassen wollte. Die Wanderung war von einem wunderschönen Vorfrühlingstag begünstigt. Am Fuss des langgestreckten Bergzuges dampfte der breite Strom vorbei, daran sich in Feldern und Wäldern die Dörfer und kleinen Städte versteckten, die immer dort entstanden waren, wo aus dem Süden gewundene Nebenflüsse gemächlich heruntergezogen kamen, um sich hier mit dem grossen, von Westen nach Osten ziehenden Strom zu vereinigen.

Der ganze, riesige südliche Horizont war von der unabsehbaren Alpenkette eingefasst, die unter Kohlhaupts winkendem Finger indes rasch in Gruppen zusammengefasst und in den markanten Häuptionen identifiziert wurde. Am Ziel für den Vor-

trag am Fuss eines mächtigen Steinbruchs angelangt, liess der Professor seine Hörer sich wie zu einer Bergpredigt lagern, und seine frei improvisierten Ausführungen gerieten im Anblick der herrlichen Natur bald in das Feuer einer solchen. Vorbei war das zänkerische Idiom seiner böartigen Stunden in der Schulstube – verschwunden seine Beschimpfungen und bösen Worte. Wie von einer ungeheuren Camera obscura als farbige Überblendung über das Landschaftsbild ausgebreitet, entstanden vor den südwärts gerichteten Augen die Bilder, wie es einst war, als eine einzige Gletscherwelt nicht nur den fernen Horizont, sondern auch das ganze, jetzt so fruchtbare Mittelland bedeckte – versank dann die jetzt sichtbare Erdrinde in einem Weltmeer – wurde sie wieder emporgehoben, und von neuem dem Wechselspiel beginnender Vegetation, tierischer und menschlicher Besiedelung und neuer Eiszeiten ausgeliefert. Die geologische Neuzeit tauchte auf – Gletscherzungen in allen jetzt sichtbaren Tälern, an ihren Rändern die Moränen, an ihrem Ausfluss schon jetzt der die Gletscherwasser sammelnde Strom.

Die Gletscher zogen sich zurück – langsam, aber unverbrüchlich, sie hatten ja Jahrtausende lang Zeit. Die heutigen Täler grüntem auf, Wild tummelte sich in den Wäldern, der Mensch begann, die Riesenbäume zu schlagen und den Gewässern entlang seine Siedelungen zu bauen. Dr. Kohlhaupt hatte sich warm geredet. Nicht die jungen Hörer vor ihm, aber die herrlich ausgebreitete Landschaft, die er nach Belieben so grandios verschieden durch die Jahrtausende schicken konnte, hatte ihn befeuert, zu echter, edler Begeisterung hingerissen.

«Jawohl, meine Herren», schloss er mit bei ihm fast ungeheuerlich wirkendem Pathos, «das ist unsere Erde, das ist ihre Geschichte, das alles haben wir heute erforscht und festgestellt. Ist nicht die Wissenschaft das höchste aller Dinge?»

Dieser feurig, trotzig hervorgestossene Schlusssatz wurde zum Verhängnis für Michael. Er stand auf einem grossen, von der Wand des Steinbruchs losgelösten Felsblock, und hing als treuester und verständnisvollster Schüler an den Lippen des heute in

solch neuer, genialer Erregung über ureigenste Forschungen und Erkenntnisse ausbrechenden Lehrers. Bei den letzten Worten traf ihn ein kalter Blitz ins Herz. Bedauernswerter Atheist – tobte es in ihm – wie kannst du ob deiner wundersamen Gelehrsamkeit die andern Welten – Farben, Marmor, Töne, Poesie – und die einfältig schlichte Güte und Frömmigkeit des menschlichen Herzens vergessen?

Und just diesen Moment hatte sich der immer auf der Lauer liegende Jonas zum verfänglichen Eingreifen ausgesucht. Er drehte sich um und blickte demonstrativ auf Michael, wie er selbstverloren und in sich zerfallen auf seinem Felsblock stand, das Opfer wilder für und gegen den Dozenten entfachter Stürme. Unwillkürlich folgten andere Schüler seiner Blickrichtung, starrten rückwärts, und zuletzt wandten sich auch Kohlhaupts aufmerksam gewordene Augen ihm zu.

«Nun, Stauffer?» rief er herausfordernd, war ihm doch im Moment, wie vielen der versammelten Schüler, bewusst geworden, dass dort ein Bekenner einer andern Lehre stand, ein kecker Bursche, der die Wissenschaft wohl gelten liess – als wertvolle, und vor allem nützliche Bereicherung des Lebens – aber hinter andern, die Menschenseele geheimnisvoll durchflutenden Welten. Michael zauderte – aber nur sekundenlang. Elender Jonas, tobte es in ihm, dass er in seiner Rachsucht gerade diesen Moment hatte aussuchen müssen, diese Kluft zwischen dem Vortragenden und ihm aufzureissen. Welcher Triumph für ihn, wenn er jetzt, der feurigen Stimmung des Lehrers zuliebe, den tiefen Glauben seines Herzens verleugnete. Konnte, durfte er das? Er blickte mit um Verzeihung bittenden Augen auf den verehrten Mann, und sagte leise, aber unerschrocken, so dass es alle hören konnten:

«Nein, Herr Professor.»

Unwillig, als hätte ihn ein widriges Insekt gestochen, wandte Dr. Kohlhaupt sich ab, warf seinen Rucksack auf die Schultern und gab damit das Zeichen zum Aufbruch.

Wie eine Herde Schafe folgten ihm lautlos die Schüler.

Die Szene im Steinbruch hatte natürlich ihr spannendes, aber überraschend verlaufendes Nachspiel. Zu Beginn der nächsten Geologiestunde kam Professor Kohlhaupt noch einmal auf die Exkursion zurück und fasste, in der etwas strengeren Formulierung des Schulzimmers, die Quintessenz der gewonnenen Eindrücke vor der ausgebreiteten Landkarte der Natur noch einmal zusammen. Dann kam er auf den verunglückten Schlusspunkt der Ausführungen vor dem Steinbruch zu sprechen.

«Wir hatten dort, im Angesicht der grünen Täler und der darüber aufleuchtenden Alpen, in einem Streifzug die Eiszeiten, das Einsinken des Mittellandes zum Meeresgrund und sein Wiederauftauchen als neuer Bestandteil des Kontinents betrachtet, und am Schluss forderte ich die Anerkennung für die gesamte Wissenschaft, die uns in diesem Falle nun auch den geheimnisvollen Werdegang unserer Erdoberfläche gedeutet hatte, dass sie «das höchste aller Dinge» sei. Dabei stiess ich dann auf Widerspruch, der mich im Augenblick verdross. Heute möchte ich zugeben, dass ich damit nicht sagen wollte, dass andere Gruppierungen in unserer Kultur und in unserm gesamtgeistigen Leben der einen Wissenschaft nicht ebenbürtig gegenüberstünden. Was mich betrifft, bin ich ein Wissenschaftler – und gar nichts sonst – und habe wohl also auch das Recht, für mich ganz persönlich die Wissenschaften an die erste und oberste Stelle zu setzen. Gleiches Recht hat aber auch jeder andere, und er hat auch keinen Grund, seine anders gerichteten Ideale zu verleugnen.»

Bei dieser für den sonst so böartigen Alten erstaunlich konzilianter Bemerkung hob Michael, der ihm mit brennenden Augen zugehört hatte, die Hand.

«Herr Professor», bat er mit erregter Stimme, «darf ich Ihnen ganz kurz antworten?» Kohlhaupt nickte, und nun trat Michael überraschend aus den Schulbänken heraus und in den freien Raum vor dem Katheder.

«Herr Dr. Kohlhaupt, der Widerspruch, den Sie erwähnt haben, kam von mir, und er tut mir heute leid. Er war dort, in jenem Moment und an jener Stelle, verfehlt. Die Wissenschaft

hatte doch in jenem Moment für uns alle einen Ausdruck gewonnen, der sie an erste und oberste Stelle setzte. Am Schluss eines Symphoniekonzerts oder etwa der «Meistersinger von Nürnberg» mag es ähnlich sein: die ganze Welt versinkt, nur das Erlebnis des Augenblicks bleibt bestehen. Diesen köstlichen Bann habe ich vor dem Steinbruch zerbrochen, und ich wäre heute froh, ich hätte es nicht getan.»

Jetzt stand auch Professor Kohlhaupt hinter seinem Pult auf, kam auf Michael zu und drückte ihm ohne weitere Worte die Hand. Und wahrhaftig: er lachte ein wenig durch seinen kurzgeschorenen krummen Bart. Michaels Herz klopfte vor Erleichterung und Freude. Er wusste: schon am nächsten Samstagnachmittag wanderte er wieder mit dem knorrigen alten Mann in die Höhen im Norden, den sich langsam füllenden Steinsack auf dem Rücken, und half ihm bei seinen minutiösen Aufnahmen für die neue geologische Karte des Aargauer Jura.

*

Das Quartal schloss dann noch mit andern drastischen Ereignissen im Umkreis des Gymnasiums, an denen Michaels Klasse aber vorerst nicht beteiligt war, die sich aber mit ziemlicher Sicherheit im neuen Schuljahr fortsetzen würden. Eine neue Folge von Schülerstreichen kündigte sich an – in ihrer Beharrlichkeit sicherlich inspiriert von den Kostümfesten in der Gipsgötterhalle. Aber diesmal war der Schauplatz das in der hintersten Ecke des alten Klostergartens verborgene Internat – ein grosses ursprüngliches Ökonomiegebäude, das mit einfachen Mitteln zum Heim der nicht in der Residenz wohnenden Gymnasiasten umgebaut worden war. Ein für die äussere Disziplin einigermaßen besorgter Lehrer der Handelsschule wohnte dort mit seiner Familie, das Erdgeschoss war von seinen Privat- und Diensträumen, von der Küche, den Bädern und dem grossen Essaal in Anspruch genommen. In den Etagen lagen die von einem halben Hundert «Interner» bewohnten Schlaf- und Studierzimmer. Bis

nachts 10 Uhr war immer ein ziemlicher Spektakel im Hause, Türen flogen auf und zu, Gesänge hallten durch die Korridore, des Kommens und Gehens war kein Ende. Von 10 bis 11 Uhr wurde es allmählich ruhiger – das war auch die Stunde, wo die Strebsamen unter den Schülern sich mühsam ihren Hausaufgaben widmen konnten. Fünf Minuten vor elf unternahm Dr. Calanda seinen Rundgang um das langgestreckte Haus – dann erlosch die Bogenlampe über dem Portal, die schwere Türe fiel ins Schloss, ein Glockenzeichen gebot das strikte «Lichterlöschen» im ganzen Hause.

Aber dieser kategorische Beginn der Nachtruhe war selbstverständlich von alters her nicht nach dem Geschmack der Internatsschüler, während die glücklicheren Externen doch volle Freizügigkeit und fast ein jeder seinen eigenen Hausschlüssel im Hosensack hatten. Gegen Semesterschluss war die Auflehnung immer besonders schlimm, ertönte jeden Abend drei- und viermal die Hausglocke, mussten verspätete Heimkehrer mit nichtigen Ausreden von Dr. Calanda im Schlafrock hereingelassen werden. Bussen wurden eingeführt, blieben aber zufolge «milder Gaben» aus hundert Quellen so gut wie unwirksam. Aber auf einmal hörten diese peinlich gewordenen Auseinandersetzungen auf – war die Nachtglocke verstummt – schienen Ruhe und Ordnung mit einem Schlage im ganzen Hause eingekehrt zu sein.

«Ich traue dieser Sache nicht», sagte der durch jahrelange Erfahrungen zu schwarzem Verdacht neigende Hausvater zu seiner darüber nicht so erbauten Gattin. «Ich mach' eine Runde.» Und seine schlimmen Ahnungen zeigten sich vollauf berechtigt: in jeder der drei Etagen musste er bedenkliche Lücken in der Zimmerbesetzung feststellen. Und das Erstaunliche war, dass sich alle diese Lücken bis zu einer zweiten Rundepunkt zwölf Uhr geschlossen hatten – in allen vordem unberührten Betten lagen blonde und schwarze Köpfe anscheinend schon im tiefsten Schläfe, wurde von den aufgeschreckten Zimmerbewohnern versichert, dass sie bestimmt schon um elf im Haus

gewesen wären – «vielleicht draussen». Dr. Calanda schüttelte seinen schmalen rhätischen Kopf, erwog einen sofortigen Grossalarm, entschied sich dann aber für eine gut überlegte Aussprache nach dem nächstfolgenden Mittagessen.

«Liebe Schüler», begann er dann nach energischem Klopfen an sein leeres Weinglas, «ich habe mich, seit ich das Internat leite, schon an allerlei gewöhnt, aber dass hier Geister umgehen, das ist doch das Neueste. Keine lange Geschichte – gestern abend ein Viertel nach elf machte ich Zimmerrunde, und es fehlten im ersten Stock fünf, im zweiten Stock vier und im dritten Stock wiederum fünf Schüler. Ich habe mir die Namen notiert – und die Betreffenden wissen ja selber, wer auf meiner Liste steht. Um zwölf Uhr machte ich wieder Runde, und siehe da, alle vierzehn Mann waren eingerückt, lagen säuberlich im tiefsten Schlaf in ihren vorher leeren Betten. Wem darf ich das Wort erteilen, dass er mir den Schleier vor dieser Gespenstergeschichte lüftet? Oder zieht ihr einen Rapport an das Rektorat vor? Ihr könnt euch nach euerm Belieben entscheiden.»

Emilio Calanda war bei seinen «Internisten» nicht unbeliebt – sie wussten genau, dass bei einem eventuellen Wechsel in der Leitung des Gemeinschaftshauses schwerlich etwas für sie Besseres herauschauen würde. Rasch wurden Blicke des Einverständnisses ausgetauscht, und dann erhob sich als Sprecher der in der Nacht ertappten Rudi Müller vom dritten Tech, der als rassiger Turner und Fussballer die allgemeine Achtung genoss.

«Herr Professor, wir wollen nicht fackeln. Wenn Sie mit uns vor das Haus treten wollen, werden wir Ihnen zeigen, wie wir gestern Nacht hereingekommen sind.»

Dr. Calanda folgte der Einladung, und die gesamte Schülerschar wollte mit ihm durch das Tor hinaus und im Hof das Schauspiel geniessen. Aber er schickte sie energisch auf die Zimmer.

«Die Beteiligten kommen mit. Der Rest verschwindet treppaufwärts!»

Vor dem Portal hatte Rudi Müller seine Mitschuldigen militärisch auf zwei Glieder antreten lassen. Er war ein grosser Schalk und machte aus der Vorführung eine wohl vorbereitet anmutende Szene.

«Erstes Glied – an die Geräte!»

Die sieben Burschen im vordern Glied rannten auf die Hauswand zu und rissen zur Verwunderung Calandas sieben neben den Fenstern hängende, durch Schnapper gesicherte Fensterläden auf, stellten sie rechtwinklig zur Hausmauer, klappten die beweglichen Einlagebrettchen quer und fassten zum Schluss die Laden an der herausgestellten äussern Ecke.

«Zweites Glied – einsteigen!»

Wie Katzen kletterten die Schüler im zweiten Glied an den improvisierten Leitern hoch, erreichten den breiten Sims, der das Erdgeschoss vom ersten Stock trennte, schoben sich hinauf und klopfen den Zimmerbewohnern im ersten Stock an die Fenster. Diese öffneten sich, und der Einstieg in die Zimmer erfolgte mit offensichtlich gut eingeübter Sicherheit. Aber damit würde es nun aus sein! beschloss der Hausvater in seinem Innern. Dafür würde er nun eigenhändig sorgen... Er telephonierte dem Pedell Häfeli und plombierte mit dessen schwitzender Assistenz alle Fensterladen im Parterre mit dickem Eisendraht, so dass sie schwerlich mehr als Steigleitern missbraucht werden konnten.

Aber gerade das hätte er, wie die weitere Entwicklung zeigte, nicht tun dürfen – denn damit lieferte er den untatenlüsternen Missetätern aller drei Abteilungen das längst gesuchte neue Spektakelstück für ihren Übermut. Einstweilen kam ja jetzt der Ferienunterbruch, öffneten die strapaziösen Schulreisen ein Ventil für den aufgespeicherten Tatendurst. Aber nach den Ferien würde es sich dann bald einmal erweisen, dass die «plombierten» Laden dem technischen Können der heranwachsenden Generation schwerlich zu widerstehen vermochten...

Michael war von diesem Fensterladenrummel nicht sehr erbaut. Er hatte als Externer nicht viel damit zu schaffen – die gelegentliche Mithilfe der nicht im Internat Wohnenden be-

schränkte sich auf das Zuschauen beim Einstieg und auf die paar Griffe, die nach vollzogener Aktion die Fensterladen wieder ordentlich hinter ihre Schnapper brachten. Da war er aber selten dabei – nicht weil er ein Spielverderber war, sondern weil ihm insgesamt das Auftürmen von Schwierigkeiten gegen einen Professor missfiel, der längst nicht der schlimmste war. Es war ein purer Zufall, und darum höchst ungerecht, dass nun die Streiche just gegen Dr. Calanda gerichtet waren, von Burschen, denen er nie das Geringste zuleide getan hatte. Nun würde er in der Folge nächtelang um das grosse Haus herumpatrouillieren, um genau so wirksam durch falschen Alarm um die falsche Ecke gejagt zu werden, wie dies mit Jeremias Häfeli in den Korridoren des Gymnasiums geschehen war.

Nein, an dieser neuesten Kurzweil wollte er sich nach Möglichkeit nicht beteiligen. Es kam hinzu, dass ihm die Ferien selber noch ganz andere Abwechslungen vorbehalten hatten. An der Schulreise, die seine Klasse diesmal auf den Piz Corvatsch am Südrand des Engadins entführte, konnte er sich natürlich nicht mehr beteiligen – er war froh genug, dass ihm noch bescheidenere gelegentliche Fusswanderungen geblieben waren. Mit dem Jugendfest und seinem traditionellen Grosskampf auf der Allmendsteppe hatte er nichts mehr zu tun. Nun sollte aber seine Entschädigung darin bestehen, dass er erstmals in seinem Leben vierzehn Tage lang in einem kleinen Hotel über dem Thunersee Ferien machte – die Mutter bewilligte einen kleinen Zuschuss, und Dr. Ibach hatte seine nun schon regelmässigen Zeilenhonorare so grosszügig bemessen, dass er sich jedenfalls diesen verschwenderischen Auslagen gewachsen fühlte. Und Dr. Ibach sorgte dann erst noch dafür, dass die mitgebrachten Silberlinge nicht einmal zur Neige gingen. . .

*

Die ersten Tage im braunrot gebrannten, an die steile Berghalde gebauten Gasthof vergingen wie im Traum, und nicht selten zog Michael seinen kleinen Block hervor und versuchte, den Traum

in beschwingte Worte ausklingen zu lassen. Doch feilte er dann so lange daran herum, bis sie ihm überhaupt nicht mehr gefielen, und er die paar Blätter verbittert vom Block riss. «Später vielleicht, wenn du dann wenigstens Student bist», zitierte er dann ironisch Dr. Leisiger, der ihm hatte beibringen wollen, dass gar zu junge Bäumchen noch keine Früchte trugen. . . . Aber wie so oft, kam ihm dann in seinem Konflikt zu seiner Erleichterung ein Eingriff von aussen zu Hilfe.

Es war ein wundervoll eindunkelnder Abend, vier Feuerwehrleute waren nach ihrer Übung unten im Tal zur kleinen «Schönegg» heraufgestiegen, sassen auf der Terrasse und sandten eine gute Stunde lang ununterbrochen ihre Jodel und Heimatlieder auf den See hinunter. Jede Weise begann mit einem einfachen vierstimmigen Gesang, und als Refrain folgte ein klar wie eine mächtige Sopranstimme in den Abendhimmel aufsteigender Jodel, den die drei andern Stimmen mit ihrem Gebrumm wie eine Bassgeige sekundierten.

Michael sass in einer verborgenen Ecke, und suchte nur immer zu begreifen, dass es ein so reines, einfaches Singen überhaupt gab, dass es mit solcher dämonischer Kraft in einen Jodel ausbrechen konnte, der doch, wie er meinte, voll ausgereicht hätte, den Akt einer Oper wirkungsvoll zu beschliessen. Da kam auf dem steilen Weg zur Terrasse herauf ein junger Bursche mit einer blauen Dienstmütze und einer kleinen Tasche am Tragriemen, zog ein Telegramm hervor und fragte das Töchterlein, das bei der Treppe sass:

«Wohnt hier ein Michael Stauffer?»

«Ja, das bin ich», sagte Michael, aufs tiefste verwundert. «Geben Sie nur her!»

«Die Antwort ist bezahlt, ich kann sie gleich mitnehmen», schlug der Bote vor, und Michael bestellte für ihn und für sich vorerst einmal eine Flasche Bier. Dann riss er das gelbe Couvert auf, und las die folgenschweren Zeilen:

«Bitte Übernahme drei Wochen Ferienvertretung
Rundschau Antritt Montag acht Uhr Ibach»

Hei! Michael überlegte, wie immer in solchen Fällen, in konzentriertem Galopp. Es war Samstag abend. Der morgige Sonntag reichte ihm ganz bestimmt, wenn er früh mit dem Dampfschiff wegfuhr, zur Heimreise mit dem Brünigbähnchen bis Luzern, und von dort mit dem Spätzug und mit nochmaligem Umsteigen bis nach Aarau – und schon hatte er sein Blöckchen hervorgeholt, und meldete er mit den bezahlten zehn Worten seine erfreute Zusage.

«Mit Montag acht Uhr gerne einverstanden.»

Und am Sonntag morgen sass er im kleinen Frühschiff der Thunersee-Schiffahrtsgesellschaft und fuhr hin und her den langgestreckten See aufwärts nach Interlaken. Dabei hatte er nun reichlich Zeit, die durch das Telegramm aufgescheuchten Gedanken zu sammeln und nach dem überstürzten Abbruch der geruhsamen Ferientage mit sich ins Reine zu kommen. Was hatte er vor? Nun, zunächst einmal, sich dieser ersten längern Fahrt auf einem so wundersam friedlich in die Berge hineingebetteten, tief blaugrünen See von ganzem Herzen hinzugeben. Von der «Schöneegg» hatte er sich trotz der Überstürzung friedlich getrennt – das Telegramm hatte dort Eindruck gemacht, und überhaupt brachte jetzt, zu Beginn der Ferien, jeder Tag neue Passanten, die ein paar Tage dableiben wollten. Unter seiner Bank auf dem Verdeck stand sein viereckiger, aus Weidenruten geflochtener und zum Tragen etwas unbequemer Wäschekorb mit den Bergschuhen, ein paar Büchern und sonst dem Nötigsten, was er für die zwei Ferienwochen mitgenommen hatte – daneben ein altmodisch rundliches Lederköfferchen, das noch von seinem verstorbenen Vater stammte – zusammen ein nicht sehr elegantes Reisegepäck, verglichen mit den schnittigen Koffern und Handtaschen, die hinter dem Schiffskamin aufgestapelt lagen. In seinem Köfferchen waren auch die belegten Brote, die man ihm von der «Schöneegg» mitgegeben hatte, da er ja doch für den ganzen Sonntag noch hatte bezahlen müssen. Die wollte er in einem stillen Winkel zwischen dem Thuner- und dem Brienersee, irgendwo am Rand von diesem weltberühmten Interlaken,

verspeisen. Er hatte hier, von Schiff zu Schiff, zwei Stunden Zeit und also auch noch reichlich Gelegenheit, der bewundernswerten «Jungfrau» die schuldige Reverenz zu erweisen.

Am Nachmittag würde er wieder auf dem Brienzersee weiterfahren, und in Brienz hatte er Anschluss an das Brünigbähnchen – das er ja dann oben, von der Passhöhe an, nur zu gut kannte. . . . Auf den kleinen Seen in Lungern und Sarnen fuhren keine Dampfschiffe, aber von Alpnach aus wollte er wieder von der Bahn zum Schiff wechseln und kreuz und quer über den Alpacher- und den Vierwaldstättersee nach Luzern hineinfahren. Wenn er schon am Montag früh wieder mit gestrenger Arbeit beginnen sollte, dann lag ihm doppelt daran, diese für ihn nagelneuen Seefahrten von Grund aus zu geniessen! Denn unser guter Michael war eben bei aller seiner theoretischen Welterfahrenheit mit seinen knapp siebzehn Jahren praktisch noch ein blutjunges Bürschchen. Mochte er im «Sturm» Shakespeares ebenso sicher und unbeschwert herumspazieren, wie er gewohnt war, dem «Faust 2. Teil» hinter seine allegorischen Schliche zu kommen: hier, auf dem leise dahinstampfenden Schiff, war er das kleine verwunderte Ferienkind, dem jede neue Bucht, jeder sich öffnende Blick zwischen den langsam vorbeidrehenden, wirkungsvoll und gelassen aufgebauten Bergen die Seiten eines Buches waren, in dem er vordem noch nie geblättert hatte. Schön, murmelte er – erstaunlich schön – kein Wunder, dass die fremden Menschen aus fernen Ländern herbeigereist kamen, um auf solchem grünblauem Traumspiegel durch dieses Zauberland zu fahren. . . .

In Interlaken nahm er den Wäschekorb in die eine, den Wanderstecken und das Lederköfferchen in die andere Hand und marschierte unbekümmert durch das ungemütlich pompöse Hoteldorf, bis er zu einer grossen offenen Wiese gelangte, die dort auch heute noch vor dem weltberühmten Blick auf die Jungfrau ausgebreitet liegt. Hier gab es am hintern Rand unter hohen Bäumen behagliche Ruhebänke. Er verzog sich in die Nähe der unberührten, uralten Klosterkirche und verspeiste hier

in aller Stille, was ihm die gute Frau in der «Schöneegg» für die Heimreise eingepackt hatte. Und nun war es auch schon Zeit, sich langsam darum zu kümmern, wo sich ostwärts gegen die stolzen Bergriesen der Brienersee öffnete – Dr. Kohlhaupt wüsste alle diese edeln Häupter mit ihrem Namen zu nennen, dachte er schuldbewusst – und eine halbe Stunde vor Abfahrt des neuen Schiffes sass er schon wieder auf seinem etwas schmaler gebauten Verdeck und schaute gespannt den kühnern, fast herrischen Schönheiten der Nachmittagsfahrt entgegen.

Traumfahrten durch blaugrüne Bergseen, mit von immer steileren Wänden springenden Kaskaden sind gut, aber sie ermüden – bald musste sich Michael, der seit früh um sechs auf den Beinen war, zu energischem Auf- und Abwandern entschliessen, wenn er auf dem nur wenig besetzten Schiff nicht zuletzt noch einschlafen wollte. Auf dem kleinen Bahnhof in Brienz gab es einen wiederum ermüdenden langen Halt, nur von der Ankunft des Rothornbähnchens unterbrochen, dem braungebrannte Touristen mit an die Bergstöcke gebundenen Alpenrosensträussen entstiegen. Von ihnen wurde der endlich eintreffende Brünigzug prall gefüllt, Michael fand zur Not eine freie Ecke, seinen Korb musste er im Durchgang verstauen. Und nun fuhr dieser Schlendrian von Zug erst noch das endlos lange und wenig reizvolle Aaretal bis nach Meiringen hinauf – liess sich dort endlos Zeit, bis die Lokomotive vorn abgehängt, auf einer Drehscheibe gedreht und zusammen mit einer Zahnradlokomotive an das andere Ende des Zuges gekoppelt war. Und nun fuhr dieser wieder talauswärts, schwenkte aber rasch zur rechten Berglehne und in dunkle Tunnels, um endlich, mit Fauchen und Stöhnen, die Brünig-Passhöhe zu erreichen. Hier gab es erneut einen langen Halt, und es gab Michael einen Stich ins Herz, als er fröhliche Bergsteiger, die vom Hasliberg herunterstiegen, den Zug stürmen sah und er daran denken musste, mit welcher Mühe er sich vor eben einem Jahre in den vielleicht gleichen Zug geschleppt hatte...

Der hochgemut begonnene Tag fiel mehr und mehr in

Schatten. Als die Passfahrt zu Ende war und der Zug wieder etwas mehr Tempo bekam, war es schon später Nachmittag. Michael überlegte sich, ob er in Alpnachstad wirklich umsteigen und das Kreuz- und Querfahren über zwei letzte Seen fortsetzen wollte – aber er war nicht der Mann, einmal gefasste Pläne nur aus einer sinkenden Stimmung heraus abzuändern. So fasste er Korb und Kofferchen wieder einmal mit festem Griff, verliess den überfüllten Zug und hoffte, sich auf dem neuen Dampfer wieder gut installieren zu können. Aber auch damit war es nichts – von den roten Bahnwagen zu Tal gebrachte Pilatusbesucher hatten es sich auf allen Bänken und Klappstühlen bequem gemacht, und er musste froh sein, an einer windgeschützten Stelle hinter dem geschlossenen Verdeck auf seinen Korb absitzen zu können.

Wie wären diese unberührten Ufer des Alpnachersees im Abendlicht schön zu bestaunen gewesen! Aber Michael bestaunte nur noch seinen Fahrtenplan und verglich immer wieder seine Anschlusszeiten. Punkt um zehn Uhr musste er in Luzern abfahren, dann hatte er in Olten zehn Minuten, um in den dort durchfahrenden Expresszug umzusteigen. Wenn alles klappte, konnte nichts passieren. Aber eben, wenn... Das Schiff, der Sonntagabend-«Lumpensammler», liess sich verdächtig Zeit, das Rotzloch wurde angelaufen, dann Hergiswil, dann ging es wieder im Rückwärtskurs nach Stansstad, wo neue Scharen von Engelberger Touristen sich in das schon überfüllte Schiff eindrängten. Kehrsiten – dann Fahrt über den breit gewordenen See bis nach Kastanienbaum – dann wieder Fahrt quer über die andere Seebucht zum Meggenhorn – es war fast ein Wunder, dass das Schiff mit gut einstündiger Verspätung zuletzt doch am Quai in Luzern anlangte und sich über den schmalen Laufsteg zu entleeren begann.

Endlich glücklich auch draussen, packte Michael sein Gepäck und rannte über den grossen Platz zum Bahnhofportal, wo der Zeiger auf der beleuchteten Uhr schon bedrohlich nahe gegen zehn Uhr rückte. In der Bahnhofhalle war ein riesiges Gedränge:

aus allen Gegenden der Innerschweiz waren hier die Sonntagsausflügler zusammengeströmt, um sich von den Spätzügen nach allen Richtungen nord- und ostwärts heimbringen zu lassen. Verzweifelt kämpfte Michael sich durch, landete schliesslich auf dem richtigen Perron, erblickte aufatmend die Zugtafeln «Olten–Basel» und glaubte endlich sicher, es geschafft zu haben. Als er aber bis zu einem Treppenaufstieg zu einem Wagen vorgedrungen war, stand auf diesem ein Stationsbeamter mit roter Mütze und weit ausgebreiteten Armen.

«Der Zug ist überfüllt – niemand kann mehr einsteigen. Der Zug wird doppelt geführt – warten Sie hier, der zweite Zug fährt sofort nach Weggang des ersten hier ein.»

Michael rief ihm erregt zu, er müsste unbedingt diesen ersten Zug benützen, denn er dürfe in Olten den Anschluss an den Express nicht verpassen.

«Ausgeschlossen, hier steigt niemand mehr ein, in Olten muss der Schnellzug sowieso die beiden Anschlüsse aus Luzern abwarten – ich werde zur Sicherheit noch telephonieren.» Schon setzte der Riesenzug sich langsam in Bewegung, erst im letzten Moment sprang der Rotbemützte ab, Michael und der dichte Kreis der verärgerten Passagiere mit ihm hätten den Wagen unmöglich noch im letzten Moment erstürmen können.

Und nun nahm das Verhängnis seinen Lauf – gab es kein Entrinnen mehr. Der zweite Zug, aus uralten Wagen zusammengesetzt, fauchte viel zu spät in den Perron ein, war aber im Nu auch wieder besetzt, mit allen andern sass Michael auf den viereckigen Holzbänken, die aus der Gründerzeit der schweizerischen Eisenbahnen stammen mochten. Endlich, endlich kam ein übermüdeter Kondukteur, knipste die Billette und überhörte die von allen Seiten an ihn gerichteten Fragen.

«Habe ich in Olten sicher noch Anschluss an den Schnellzug ein Viertel nach elf Uhr?», drang Michael so dringend auf ihn ein, dass er sein Aarauer Rundreisebillett mit dem einzigen übriggebliebenen Blatt nachdenklich zwischen den Fingern drehte.

«Wohl kaum – wir haben mehr als eine halbe Stunde Ver-

spätung gegenüber dem ersten Zug, und dieser selbst ist auch schon verspätet abgefahren.»

«Ich war aber rechtzeitig da für den ersten Zug, ich sagte dem Mann mit der roten Mütze, dass ich ihn unbedingt benutzen müsste, um den Anschluss in Olten nicht zu verpassen. Aber er gab zurück, der Schnellzug müsse auf alle Fälle beide Luzerner Züge abwarten, und ich dürfte in den ersten Zug nicht mehr einsteigen. Er werde nach Olten noch telephonieren.»

«Da hat der gute Mann auch mehr versprochen, als er halten konnte. Ich will versuchen, auf der nächsten Station noch einen vom Bahndienst aufzutreiben. . . .»

Da wusste Michael, was ihn in Olten erwarten würde – Ausflüchte, und ein leerer Mitternachtsperron – und genau das traf auch ein, als der armselige Zug endlich in die grosse, aber verdächtig stille Bahnhofhalle einratterte.

«Der Berner Express? Ist vor dreiviertel Stunden abgefahren.»

«Aber ich wurde in Luzern doch daran verhindert, in den ersten Zug einzusteigen, und der Beamte sagte mir, auch der zweite Zug hätte hier bestimmt noch Anschluss!»

«Pech, junger Mann – solche bedauerliche Fälle gibt es auf dieser Strecke an einem schönen Sonntagabend immer. . . .»

Schon erloschen unter dem gewaltig hohen Bahnhofdach die Lichter. Michael, tief verdrossen, packte seinen Korb, den Stecken und das Köfferchen. «Zwölf Uhr», murmelte er mit einem letzten Blick auf die erlöschende Bahnhofuhr. «Bis Aarau sind es achtzehn Kilometer. Wenn alles gutgeht, bin ich um drei Uhr daheim. . . .» Und schon stapfte er auf der verdunkelten Landstrasse zum nächsten Dorf hinaus. . . .

Es war aber nicht drei, sondern vier Uhr, als er, mit Schweiss und Staub bedeckt, in der Vaterstadt anlangte, sich durch das Städtchen schleppte und endlich, endlich das Gartentürchen aufklinkte, das ihm die letzte Station seiner endlosen Tagesfahrt erschloss. Er tastete sich um das Haus herum – Gottlob! Das Fenster seines Zimmers war wie gewohnt nur angelehnt. Er stellte das Gepäck auf den Sims und schwang sich selber hinauf. Dabei

fiel aber das Köfferchen ins Zimmer und verursachte ein ziemliches Gepolter, und schon hörte er, wie die Mutter im andern Zimmer das Licht anknipste.

«Bist du da? Du hast mich schön erschreckt. Warum bist du schon heimgekommen?»

«Es tut mir leid, Mutter, dass ich dich geweckt habe. Ich habe ein Telegramm von Dr. Ibach bekommen, ich soll ihn drei Wochen lang als Redaktor der *«Rundschau»* vertreten.»

«Aber wie kommst du denn erst jetzt, wo es schon gegen Morgen geht, nach Hause?»

«Ach Mutter, das ist eine lange Geschichte, ich hatte in Olten keinen Anschluss mehr und bin zu Fuss heimgelaufen.» Das machte nun doch Eindruck auf die Mutter.

«Armer Kerl, zieh dich aus, ich mache dir einen Tee.» Aber als sie mit dem Tablett kam, lag er schon in bleiern tiefem Schlaf, trank dann aber doch den Tee mit gierigen Zügen und ass ein Butterbrot dazu.

«Mutter, bitte, sei so gut und wecke mich punkt um sieben Uhr. Punkt um acht muss ich auf der Redaktion sein. Von Verspätungen habe ich jetzt genug. Vielen, vielen Dank, und versprich mir fest, mich punkt um sieben Uhr zu wecken. . .»

*

Es war kein vollgültig frischer Michael, der sich zur vereinbarten Stunde bei Dr. Ibach meldete. Aber dieser war über seine Pünktlichkeit viel zu erfreut und mit den Gedanken schon zu sehr auf der Fahrt in die prächtigen Ferien, als dass er ihn allzu scharf unter die Lupe genommen hätte.

«Studieren Sie nur diese Blätter, hier habe ich Ihnen den ganzen Tagesablauf auf der Redaktion mit genauen Zeitangaben aufgeschrieben. Hier ist eine ganze Mappe voller Ausschnitte aus andern Zeitungen, die in nächster Zeit als Leitartikel oder kleinere Füller eingerückt werden können, vielleicht teilweise etwas umgearbeitet, vor allem zumeist verkürzt. Alle Tage bekommen

Sie hier alle wichtigen Zeitungen aus dem Kanton, die grossen Zeitungen von Zürich, Bern und Basel, und sogar die Münchner Neueste und die Frankfurter Zeitung sind abonniert. Das gäbe Stoff genug für ein paar kleine Blätter wie die «Rundschau»! Ich bin ganz sicher, dass Sie es schaffen werden! Ich hätte Ihnen gerne früher berichtet, aber mein vieljähriger Ferienvertreter hat mich im allerletzten Moment im Stich gelassen. Fein, dass Sie so prompt eingesprungen sind und mir überhaupt Ihre eigenen Ferien opfern wollen. Ihr Honorar ist zehn Franken im Tag – sind Sie so einverstanden?»

Damit war er auch schon husch, husch zur Türe heraus, rief noch schnell in den Setzersaal: «Herr Stauffer ist dann da», und polterte aufrichtig vergnügt die Treppe hinunter. Es war höchste Zeit für ihn, zu seiner Familie auf dem Bahnhof zu stossen. . .

Und Michael sass da, ein wenig übernünftig und darum sturm im Kopf, aber auch ein wenig freudig, dieses unbedingte Vertrauen Dr. Ibachs zu geniessen und nun drei Wochen Herr und Gebieter über eine kleine, aber im engern Umkreis recht angesehene Tageszeitung zu sein. Aber Himmel noch einmal, sass er jetzt eigentlich da, um in Hochgefühlen zu schwelgen? War nicht jede Minute kostbar, damit das Blatt rechtzeitig herauskommen konnte? Er griff zu dem Zeitungshaufen, strich kleine Notizen und Berichte an, die auch in Aarau interessieren mochten, schnitt sie aus, klebte sie auf bereitliegende, gelbliche Blätter, setzte einen Titel und ein paar Einführungsworte darüber oder einen Schlusssatz darunter, wie sie ihm gerade einfielen. Blatt legte er auf Blatt, säuberlich nach der nähern oder ferneren Umgebung von der Residenz geordnet, alles mit Eifer und Vertrauen, so als hätte er nie etwas anderes getan, als Stoff für eine kleine Lokalzeitung zu rüsten. . .

Da polterte auch schon ein schwerer Mann die Treppe herauf und trat bei ihm ein, mit sichtlichem Misstrauen, als er das junge Bürschli am grossen Pult des Redaktors sitzen und eifrig schreiben sah.

«Ich bin der Metteur Gysi», stellte er sich vor. «Leider hat

Dr. Ibach nicht mehr Zeit gehabt, uns bekannt zu machen. Sie sind Herr Stauffer, nicht wahr? Herr Stauffer, wir sollten dringend noch Manus haben.»

«Manus», fragte Michael, «auf Lateinisch heisst manus die Hand, aber wozu brauchen Sie jetzt just eine solche?»

««Manus» ist Stoff zum Setzen, gedruckte oder geschriebene Texte, die dann im Blatt erscheinen.» Michael erriet und begriff nun auch, dass «Manus» die Kurzform für Manuscripte sein musste. Er griff nach den bereinigten Ausschnitten.

«Was brauchen Sie am nötigsten? Lokales, Kantone, Eidgenossenschaft?»

«Es ist von allem etwas da, Dr. Ibach hat vorgesorgt, aber mit irgend etwas sollten wir noch etwa anderthalb Spalten füllen.»

«Schauen Sie bitte nach, vielleicht habe ich hier Ausschnitte gemacht, die Sie schon gesetzt haben oder die vielleicht schon am Samstag im Blatt erschienen sind.»

Herr Gysi nahm die Blätter zur Hand, und der misstrauische Ausdruck verschwand aus seinem Gesicht.

«Ich glaube, das ist alles neuer Stoff, ich werde im Setzersaal noch nachsehen. Und wie ist es, wer liest jetzt die Korrekturen durch?»

«Wer tut es gewöhnlich?»

«In der Hauptsache ich. Die Depeschen und sonst Wichtiges liest auch Dr. Ibach und vermerkt dann jeweils auf dem Manus: «Abzug».»

«Sehr gut, dann halten wir es ebenso. Wenn Sie heute alles lesen, bin ich froh, denn ich muss jetzt ja doch mit dem Stoffrösten für morgen anfangen.»

Der Metteur ging mit seinen Manusblättern, und Michael griff zu der Mappe mit den von Dr. Ibach ausgesuchten Artikeln, die er aber möglichst als Reserve aufsparen wollte. Inzwischen hatte der Postbub auch neue Zeitungen gebracht – sicher gab es auch da aktuellen Stoff. Er legte einiges für den Nachmittag zurecht und packte die grossen Zeitungen zusammen, um sie

dann daheim im Garten zu lesen. Unten schob der Metteur die fertig umbrochenen Seiten in die Abzugmaschine.

«Wollen Sie den Umbruch selber durchsehen?»

«Von morgen an gerne. Heute bin ich froh, heimzukommen und eine rechte Nummer für morgen zusammenzustellen. Bis wann brauchen Sie «Manus»?»

«Etwa um halb vier Uhr. Vorher haben wir noch Feuilleton und Inserate zu setzen, und auch Vermischtes ist noch da.»

Behutsam verliess Michael am hintern Ausgang das Druckereigebäude. Es war nicht nötig, dass die kritischen Leser es vorzeitig erfuhren, dass ein Bürschlein vom Gym für ein paar Wochen die «Rundschau» redigierte. . .

«Sehr geehrter Herr Nothelfer und Stellvertreter, die ersten Tage ging es ein wenig harzig, nicht wahr? Sie hatten Mühe, immer genügend Material für die Setzmaschinen zu rüsten. Aber es ist schliesslich keine einzige Nummer mit ausgesparten Zensurlücken erschienen, und was gedruckt war, hat man auch lesen können. Ein Rat: lassen Sie alles Lokalpolitische nach Möglichkeit beiseite, und wenn es einmal unumgänglich ist, konsultieren Sie den Herrn Stadtammann, unsern Parteipräsidenten. Zum Glück ist ja aber jetzt politischer Sommerschlaf. . . Also nur so vorwärts! Schon ist die erste Woche vorbei. An der Adria verging sie blitzschnell. Es ist prächtig schön, wieder einmal am Meer, aber es wimmelt hier nur zu sehr von Eidgenossen und ihren nicht immer graziösen Weiblichkeiten. Freundschaftlich! Ihr F. I.»

Michael freute sich, am Schluss der wirklich anstrengenden ersten Woche das aufmunternde Brieflein zu bekommen. Nun er im allerdringlichsten «Technischen» einigermaßen beschlagen war, hatte er für die zweite Woche schon etwas höhergesteckte Ziele. Für den Montag wollte er versuchen, den ersten eigenen Leiter zu schreiben, und am Wochenende sollten dann die Leser reichlich assortierten literarischen Stoff erhalten. Er hatte ein halbes Dutzend Münchner und Frankfurter Zeitungen zurückgelegt, die Aperçus in geistvoll beschwingtem Stil enthielten. Das

war einmal eine kleine Abwechslung für die «Rundschau»-Leser und machte es dann auch eher möglich, ihnen ein paar eigene Versuche von ähnlicher Art zuzumuten. . . . Drei Wochen lang war er ja jetzt sein eigener Mitarbeiter! Er beschloss, noch einmal auf den inzwischen geretteten Brunnen zurückzukommen, aber in ganz allgemeiner Betrachtung. Zu schildern, wie schön der muntere Stadtbach unter ihm durchrauschte, wie sehr man zu den Türmen und Toren, zu den weit vorspringenden Giebeldächern der Altstadt Sorge tragen musste. Dass im Sommer Blumen auf die Fenstersimse gehörten. Wie viel Zauber in den versteckten Höfen und kleinen Gärten auf der Hinterseite der uralten Gassen verborgen war. Dass man die bedauernswerten Platanen auf dem Vordern Graben doch nicht mehr Jahr für Jahr so erbarmungslos zu Krüppeln zusammenschneiden sollte. . . .

«Lieber Herr Stauffer, Sie sind ein Sackerlöter, in der zweiten Woche war kaum mehr eine Nummer ohne irgendein reizvoll gepflegtes Einschiebsel besonderer Art, dessen Autor sich vermuten lässt. Sie müssen mir dann auch weiterhin solche liefern, wenn ich wieder zurück bin. Aber eben, *wenn*. . . . Ich habe nämlich beschlossen, da bei der «Rundschau» alles wie am Schnürchen läuft, auch noch die letzte Ferienwoche teils hier zu bleiben, teils zu einem Abstecher nach Florenz zu benützen. Wenn es Ihnen zuviel werden sollte, schicken Sie mir bitte sofort und auf Geschäftskosten ein Telegramm: Heimkommen! Wenn aber kein solches eintrifft, bleiben Sie für eine weitere Woche Kapitän und Steuermann des bis anhin so gut im Kurs gehaltenen Schiffes. Lassen Sie sich von gelegentlichen kleinen Anrempeleien nicht stören – die gehören in unserm Berufe zum täglichen Brot. – Also, wenn es möglich ist: Vivat sequens! Ihr F. I.»

«Verehrter Herr Dr. Ibach, für mich ist jede weitere Redaktionswoche die grössere Freude und die kleinere Anstrengung. Geniessen Sie die restlichen Tage am Meer und dann in der Zauberstadt Florenz, über die ich eben in einem Gedichtbändchen von Christian Morgenstern die Verse gelesen habe:

Kaum mehr erhoffte Tage! Mit dreissig Jahren fand ich eine Stadt, zu deren Bild ich Ja und Amen sage.

Meine eigenen Ferien verlege ich dann, mit reich gespicktem Beutel, auf den Herbst – Jugend hat ja einen einzigen wirklichen Vorzug: sie kann warten, etwas Schönes aufsparen. Ich habe manchmal den Eindruck, noch mein ganzes vorläufiges Leben aufgespart zu haben. Herzlich alsdann auf Wiedersehen. M. S.›

Auch die zusätzliche Woche verging ohne Knalleffekt, ein paar Telephonanrufe nicht gerechnet, die sich nach der Rückkehr des verantwortlichen Redaktors erkundigten und wissen wollten, wer ‹eigentlich› sein Stellvertreter sei, worauf dann Michael ungefähr antwortete, der ‹eigentliche› Stellvertreter sei leider auch nicht da, nur so eine Art Aushilfe, was man im Leserkreis ja leider nur zu gut verspürt haben müsste. Am Samstag rückte er dann aber doch aufatmend im ‹Briefkasten der Redaktion› den Stosseufzer ein:

Lieber Leser, welch ein Glück –
am Montag kehrt als Weitgereister
der Herr und Meister
der ‹Rundschau› wieder zurück –
empfiehlt sich dem geneigten Leser
der Verweser.

*